

Dietmar Molthagen · Thilo Schöne (Hg.)

Lern- und Arbeitsbuch

Lernen in der Einwanderungsgesellschaft

Ein Handbuch für die Bildungsarbeit in Schule,
Jugendarbeit und Erwachsenenbildung in einer
vielfältigen Gesellschaft



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter *<http://dnb/ddb.de>* abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0484-6

© 2016 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Antje Haack | Lichten, Hamburg
Satz: Kempken DTP-Service | Satztechnik • Druckvorstufe • Mediengestaltung, Marburg
Druck und Verarbeitung: CPI books, Leck

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2016

Besuchen Sie uns im Internet: *www.dietz-verlag.de*

Lern- und Arbeitsbuch **Lernen in der Einwanderungsgesellschaft**

herausgegeben von Thilo Schöne und Dietmar Molthagen

Das Lern- und Arbeitsbuch zeigt auf, wie Lernprozesse in der Einwanderungsgesellschaft gelingen können. In einem ersten Teil werden die Rahmenbedingungen von Bildung in Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Heterogenität reflektiert. Dabei wird die seit Jahrzehnten bestehende Einwanderung nach Deutschland sowie die gegenwärtige Zuwanderung von Geflüchteten eine Rolle spielen, ebenso wie die generelle religiöse, kulturelle, lebensweltliche, soziale und regionale Vielfalt unabhängig von der Einwanderungsgeschichte.

Der zweite Teil versammelt Bildungsbausteine, die praktische Vorschläge für die Bildungsarbeit in Schule, Hochschule, Jugendarbeit, Erwachsenenbildung und politischer Bildung unterbreiten. Es werden jeweils Methoden vorgestellt, Materialvorschläge gezeigt und didaktische Hinweise gegeben – aus der Praxis für die Praxis.

Gliederung

Vorwort der Herausgeber	9
-----------------------------------	---

Teil I: Voraussetzungen pädagogischen Arbeitens in der Einwanderungsgesellschaft

Lisa Scheremet Einleitung: Wann Bildung erfolgreich ist	15
--	----

Paul Mecheril Begrifflichkeiten der Einwanderungs-, nein der Migrationsgesellschaft	27
---	----

Beate Küpper · Andreas Zick Gesellschaftliche Vorurteile	40
---	----

Harald Ludwigsen Internationale Perspektiven auf das Bildungssystem einer Einwanderungsgesellschaft: Das Beispiel Kanada	62
--	----

Teil II: Methodische Ansätze der Bildung in der Einwanderungsgesellschaft

Thilo Schöne · Dietmar Molthagen Politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft	81
---	----

Birgit Habermann Heterogenität als Chance begreifen– aus der Praxis einer Berliner Schule	98
---	----

Von Sabine Achour Menschrechtsbildung und Wertevermittlung – Wie aus Werten »gutes Recht« wird	115
--	-----

Yilmaz Atmaca	
Differenz statt Harmonie: Ein Blick in die Arbeit mit jungen Männern zum Thema »Ehre«	131
Katharina Strutynski · Moulud Wahedi	
Inklusion geflüchteter Jugendlicher statt Segregation	141
Sindyan Qasem	
Herausforderung 2.0: Politische Bildung und Soziale Netzwerke	156
Olad Aden · Isabel Ferrin-Aguirre	
Stärkung der Selbstwirksamkeit Jugendlicher– Bildung abseits des Normsystems	170
Sebastian Drefahl	
Peer-to-Peer-Education	183
Anna Groß · Stefan Bruskowski	
If the kids are united! Jugendkulturelle Zugänge in der politischen Bildungsarbeit zur Prävention von Menschenfeindlichkeit und Stärkung von Willkommenskultur	199
Tuba Isik · Aaron Langenfeld	
Religion und Bildung in der Einwanderungsgesellschaft	211
Ulrich Hagemann	
Narrativität nutzen– Migranten und Geflüchtete kennen und verstehen lernen: Ein Unterrichtsversuch	225

Anhang I

Material zum Artikel »Politische Bildung« (Th. Schöne/D. Molthagen)	241
Material zum Artikel »Menschenrechtsbildung« (S. Achour)	243
Material zum Artikel »If the kids are united« (A. Groß/S. Bruskowski)	245
Material zum Artikel »Peer-to-Peer-Education« (S. Drefahl)	253
Material zum Artikel »Narrativität nutzen« (U. Hagemann)	258

Anhang II

Autorinnen und Autoren	269
------------------------	-----

Vorwort der Herausgeber

» Bildung ist der Schlüssel!« Diese Aussage hört und liest man immer wieder als Antwort auf viele Fragen: die nach gelingender Integration, nach Wegen zu beruflichem Ein- oder Aufstieg, nach der langfristigen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft, nach dem Mittel zum Abbau sozialer Ungleichheit, nach einer Antwort auf erstarkendes menschenfeindliches Denken. Bildung soll also auf sehr verschiedene Herausforderungen reagieren und dabei einen positiven Effekt sowohl für die/den Einzelne_n als auch für die Gesellschaft insgesamt haben – eine hohe Erwartungshaltung.

Eine zu hohe Erwartungshaltung? Jede und jeder kennt Berichte von schlechten Bildungseinrichtungen, überforderten oder inkompetentem Lehrpersonal und erfolglosen Schülerinnen und Schülern. Doch den fraglos bestehenden Problemen im Bildungssystem steht Jahr für Jahr der tausendfache Schulerfolg, Ausbildungserfolg oder Studienabschluss gegenüber. Gut ausgebildete und hoch motivierte Lehrkräfte arbeiten jeden Tag daran, dass erfolgreich gelernt wird. Insofern sind Untergangsszenarien des deutschen Bildungssystems ebenso unangebracht wie kritiklose Begeisterung.

Auch die Friedrich-Ebert-Stiftung – als Einrichtung der politischen Bildung – ist sich sicher, dass Bildung von herausragender Bedeutung ist: sowohl für die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten jedes Menschen als auch für das gelingende gesellschaftliche Zusammenleben. Ja, Bildung ist wichtig. Und gerade deswegen ist es so wichtig, dass Lernen gelingt.

Aber wenn Bildung der viel zitierte Schlüssel ist, wie benutzt man ihn für welche Tür? Die Gesellschaft in Deutschland ist – um im Bild zu bleiben – ein Haus mit verschiedenen Räumen, zwischen denen die Türen manchmal leichter und manchmal schwerer zu öffnen sind. Es ist gut erforscht, dass sich etwa die Türen zu beruflichem Aufstieg für Kinder aus bildungsnahen und bildungsfernen Elternhäusern sehr unterschiedlich leicht öffnen lassen. Im Vergleich der OECD-Länder sind in Deutschland die Möglichkeiten zum sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg eben nicht gleich verteilt und gerade Jugendliche mit einer Einwanderungsgeschichte bleiben überdurchschnittlich häufig draußen vor der Tür. Ein stark selektives Bildungssystem wird dafür stets als ein Grund genannt.

Aber auch die Türen zur politischen Teilhabe klemmen für einige Mitglieder der Gesellschaft mehr als für andere. Nach wie vor sind Bürgerinnen und Bürger mit Einwanderungsgeschichte in Politik und Verwaltung unterrepräsentiert – erst recht in Führungspositionen. Schließlich beobachten wir, wie gegenwärtig manche versuchen, offene Türen wieder zu schließen. Ob Einwanderung eher eine Chance oder eine Bedrohung bedeutet, wird in Deutschland aktuell sehr unterschiedlich beantwortet. Die gleichberechtigte Teilhabe aller will die rechts-populistische Bewegung in Deutschland gerade nicht. Aber es geht auch über PEGIDA & Co hinaus: Dass man Geflüchtete aufnehmen sollte, bejahen zwar erfreulich viele Bürgerinnen und Bürger. Wenn aber eine Unterkunft in der eigenen Nachbarschaft gebaut werden soll oder die Klasse des eigenen Kindes vergrößert wird, schließt sich so manche Tür sehr schnell wieder.

Es gibt also durchaus verschlossene Türen und eingerostete Schlösser, für die ein passender Schlüssel nötig ist. Das gilt nicht nur, aber insbesondere für das Lernen in der Einwanderungsgesellschaft, der dieses Buch gewidmet ist.

Deutschland ist eine Einwanderungsgesellschaft – schon seit Jahrzehnten – sich dessen aber erst langsam bewusst. So wie die Erkenntnis, ein Einwanderungsland zu sein, erst sehr langsam gereift ist und sich in einem mühsamen und konfliktreichen Prozess politisch durchgesetzt hat, befindet sich die Gesellschaft gegenwärtig in einem Klärungsprozess, was es bedeutet, Einwanderungsgesellschaft zu sein. Die vielen Geflüchteten, die im Jahr 2015 nach Deutschland gekommen sind, sind nicht die Ursache dieser Debatte, sondern haben sie lediglich in das allgemeine Bewusstsein gerückt.

Eine Einwanderungsgesellschaft ist aber keine rein harmonische Angelegenheit. Vielmehr müssen Ausgleichsprozesse zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen organisiert werden – zwischen Alt und Jung, Ost und West, Arm und Reich, Stadt und Land, neu eingewandert und hier geboren – was wir in der Friedrich-Ebert-Stiftung als Integrationspolitik in einem umfassenden gesellschaftlichen Sinn verstehen. Zudem müssen sich Institutionen, Unternehmen, Medien darauf einstellen, dass sich gesellschaftliche Bedingungen durch Einwanderung ändern – dadurch natürlich auch Bildungsinstitutionen.

Im Arbeitsbereich Integration und Teilhabe des Forum Berlin der Friedrich-Ebert-Stiftung beschäftigen wir uns in der politischen Bildungs- und Beratungsarbeit mit Fragen des interkulturellen Dialogs sowie des multireligiösen

Zusammenlebens in der Einwanderungsgesellschaft, den Zugängen zu gleichberechtigter Teilhabe insbesondere von Bürgerinnen und Bürgern mit Einwanderungsgeschichte und mit aktuellen politischen Fragen der Integrationspolitik auf Bundesebene. Das Projekt »Die Praxis der Einwanderungsgesellschaft« der Friedrich-Ebert-Stiftung verfolgt das Ziel, die Teilhabe von Menschen mit Einwanderungsgeschichte im politischen Dialog verbessern. Dafür arbeitet die Friedrich-Ebert-Stiftung zu Themen aus der Praxis, vor Ort, in Kooperation mit vielfältigen Partnern, partizipativ, respektvoll und lösungsorientiert. Aktuell spielen zudem Fragen der Integration von Geflüchteten eine große Rolle in der Arbeit der gesamten Friedrich-Ebert-Stiftung – ebenso wie im Forum Berlin.

Das vorliegende Buch zeigt viele und verschiedene Wege auf, wie das Lernen in der Einwanderungsgesellschaft gelingen kann. Es versammelt die Erfahrungen und Expertise von Bildungsforscher_innen, Lehrer_innen sowie Praktiker_innen aus Jugendarbeit und politischer Bildung. Die Autor_innen der folgenden Beiträge haben jeweils Positivbeispiele aufgeschrieben und reflektiert, denn es gibt viele gute Erfahrungen im konstruktiven Umgang mit Heterogenität und der Nutzung von Vielfalt.

Der erste Teil des Buches widmet sich den Rahmenbedingungen des Lernens in der Einwanderungsgesellschaft. Der Umgang mit Heterogenität und bestehenden Vorurteilen wird dabei ebenso thematisiert, wie eine Auseinandersetzung mit der Frage, wann Bildung eigentlich gelungen ist und was man hierzulande von Erfahrungen im Ausland – in diesem Fall Kanadas – lernen kann.

Der zweite Teil des Buches stellt anschließend verschiedene Methoden und Lehransätze vor, mit denen die Autor_innen gute Erfahrungen gemacht haben. Diese Artikel enthalten neben der Skizzierung der jeweiligen Methodik auch zahlreiche Hinweise für die Praxis und stellen Übungen bzw. Lerneinheiten vor. Die Hoffnung der Autor_innen und der Herausgeber ist, dass dies dazu inspiriert, eigene Erfahrungen mit den hier vorgeschlagenen Methoden zu machen und die in diesem Buch versammelten Ideen zu gelebter und gelernter Praxis werden zu lassen.

Ein solches Buch hat viele Mütter und Väter. Wir danken an erster Stelle allen Autorinnen und Autoren für ihre Texte – und die den Texten zugrunde liegenden Praxiserfahrungen, die in jahrelanger motivierter Arbeit in und an der Einwanderungsgesellschaft entstanden sind. Dank gilt auch den Teilnehmenden

eines Ideenworkshops zur Planung des Buchprojekts und ihren vielen wichtigen Anregungen. Wir danken den Kolleginnen und Kollegen im Verlag J. H. W. Dietz in Bonn, allen voran Alexander Behrens und den beteiligten Kolleg_innen in der Friedrich-Ebert-Stiftung, vor allem Constanze Yakar.

Aus der Praxis in die Praxis – das ist das Ziel der Reihe »Lern- und Arbeitsbuch« im Dietz-Verlag. Wir wünschen diesem Buch viele Leser_innen und vor allem viel Nachahmung, Abwandlung und Weiterentwicklung der hier vorgestellten Lehr- und Lernformen. Denn wenn Lernen in der Einwanderungsgesellschaft gelingt, können wir auf dieser Grundlage das Zusammenleben in Vielfalt informiert, konfliktfähig, kompromissbereit, empathisch und kreativ gestalten – und die eine oder andere heute noch geschlossene Tür öffnen.

Thilo Schöne und Dietmar Molthagen

Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Berlin
Arbeitsbereich Integration und Teilhabe

Teil I

Voraussetzungen pädagogischen Arbeitens in der Einwanderungsgesellschaft

Lisa Scheremet (Lehrerin und Schriftstellerin)

Einleitung: Wann Bildung erfolgreich ist

»Hallo, Frau Scheremet, wie geht es dir?«, fragt mich die Mutter eines Schülers fröhlich am Telefon. Noch während des Telefonats denke ich, dass meine Oma, eine Diplomingenieurin, die in ihrem Leben zahlreiche Meisterwerke bekannter und unbekannter Schriftsteller verschlang, die Hände über dem Kopf schlagen, »Oj!« rufen und diese Frau als ungebildet bezeichnen würde, wahrscheinlich sogar als äußerst ungebildet.

Für meine Oma besteht die Bildung aus Manieren, klassischer Musik und dem auswendigen Rezitieren von Gedichten, in denen ich nicht einmal die Hälfte der Wörter verstehe, obwohl Russisch meine Muttersprache ist. Für sie ist jemand dann gebildet, wenn er politisch bewandert ist, die Etikette kennt und einen Hochschulabschluss vorweisen kann. Wenn ich meiner Oma von meinen Schülern erzähle, dann hat sie Schwierigkeiten zu verstehen, wie man nach der 9. Klasse von der Schule abgehen und »um Gottes willen« kein Abitur machen kann. »Ein Hauptschulabschluss ist doch kein Abschluss! Was soll man denn damit werden?«

Mein Bruder, ein Naturwissenschaftler durch und durch, der seine Dissertation zum Thema »Schaltbarkeit bistabiler Rhodopsine« schreibt, möchte immerzu wissen: »Lisa, du hast doch Abitur?! Wie kannst du an Gott glauben?!« Es wäre kleinkariert, viel zu einfach, daran zu glauben, da saß ein bärtiger Typ zwischen den Wolken und erschuf die Welt. Menschen, die glauben, würden sich demnach mit irgendeiner Geschichte abfinden, die irgendjemand vor vielen Jahren ausgedacht hat – zu unkritisch, zu undifferenziert. Statt auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückzugreifen, zu hinterfragen und nachzuforschen. Statt sich weiterzubilden.

Dann gibt es da noch meine Schüler, Hauptschüler, die neben dem Deutschen ihre Muttersprache beherrschen, von zu Hause teilweise nicht allzu viel Bildung mitbekommen, selten ihren Bezirk verlassen, dafür aber sämtliche Rap-Texte auswendig können und über eine Menge Potenzial verfügen, das herausgekitzelt werden muss. Dennoch ernten diese Jugendlichen von der Bevölkerung nicht dieselbe Akzeptanz, wie Akademiker mit zahlreichen Praktika bei namhaften Unternehmen und aufregenden Auslandsaufenthalten. Schüler, denen ich auf die Frage, ob ich denn »*Haftbefehl*«, den krassesten Rapper der

Welt« kenne, mit »Nein« antworte. Schüler, die dann mit dem Kopf schütteln und mir vorwerfen, »ohne Sinn zu sein«.

Was ist also Bildung und wann ist diese erfolgreich? Würde uns allen das Wissen um die Existenz *Haftbefehls* und meinen Schülern das Auswendiglernen des »Zauberlehrlings« mehr Erfolg im Leben als auch im Beruf bringen? Gibt es Wissen, das mehr wert ist, als ein anderes? Muss man wissen, was ein Jambus ist, durch welche Kriterien sich Expressionismus vom Impressionismus unterscheidet und wie die Formel für die Federkonstante lautet, um einen gebildeten Eindruck zu hinterlassen und einen erfolgreichen Lebensweg zu gehen? Und schließen sich Religion, Duzen von fremden Menschen, Rap und Bildung per se aus?

Meine Oma denkt sicher nicht daran, aber sie und die Frau am Telefon, haben etwas gemeinsam, so verschieden sie auch sein mögen. Obwohl beide aus absolut konträren sozialen, politischen, religiösen und kulturellen Kontexten kommen. Beide hatten jedoch den Wunsch nach Verbesserung der gegenwärtigen Umstände und strebten nach mehr Chancen für ihre Nachkommen. Sie beide vereint der Wunsch nach Gerechtigkeit – ob beim Lohn, der Ausbildungs- oder Studienwahl, der Gestaltung des eigenen Lebens, unabhängig von Religion, Ethnie oder Hautfarbe. Damit aus ihren Kindern oder Enkeln etwas Gescheites wird, und das nicht, weil sie weiß, christlich oder heterosexuell sind. Nicht weil ihr Vater die wichtigen Männer in der Stadt kennt und weiß, wem er unauffällig einen Geldschein zustecken kann. Sondern weil sie etwas können, weil sie ausschließlich durch Bildung und durch eigene Leistung erfolgreich sein sollen. Beide Frauen wünschen sich ein Leben in Freiheit und echter Demokratie, in der das eigene Leben tatsächlich zum eigenen und nicht zum ferngesteuerten wird. Beide durchlebten die Auswanderung aus der Heimat, einem Land, das ihnen einst vertraut war, ob wegen der Sprache oder staatlicher Strukturen. Und die Einwanderung in ein komplett unbekanntes Land, wo jeder einzelne Schritt neu ist, sogar das Erlernen der Buchstaben. Muss man nicht wenigstens ein wenig gebildet sein, um gegenwärtige Missstände zu erkennen, um den Wunsch nach Flucht zu entwickeln? Unabhängig davon, ob man in dem Moment Ingenieurin, Pensionärin, Hausfrau, Studentin oder Schneiderin ist. Muss man nicht kalkulieren, reflektieren können, bevor man sich Hals über Kopf auf den Weg macht, alles stehen und liegen lässt, nur um nach etwas Hoffnung zu greifen, mit einem Ausgang, der so ungewiss ist, wie der Ausgang der nächsten Fußballweltmeisterschaft?

Bildung ist genauso vielfältig wie die Lebensgeschichten der Menschen, die migrieren. Bildung kann wissenschaftlich, sozial, kulturell und beruflich sein. Bildung kann ausgrenzen, unnütz sein, reich machen und zur Verständigung

beitragen. Sie beginnt mit Interesse, Engagement und Selbstständigkeit. Sie kann groß und klein sein, ermuntern und erschrecken, aber auf jeden Fall kann sie sich lohnen. Auch wenn sie als Basis für eine gelungene Integration, erfolgreich wird. Der Erfolg, bekanntlich, beginnt mit einem ersten Schritt.

So war es auch bei unseren Eltern, die uns stets beibrachten, welch großen Wert Bildung hat – unabhängig davon, wie unüberwindbar die sprachlichen, seelischen und finanziellen Barrieren in dem unbekannten Land schienen. Sie erschienen zu jedem Elternsprechtag, kontrollierten Hausaufgaben und fieberten zusammen mit uns dem Universitätsabschluss entgegen. Wir wurden erfolgreich, wahrscheinlich der ständig präsenten Prämisse wegen, man könnte mit Mühe und Ausdauer alles schaffen. Wahrscheinlich war es auch der Glaube an uns selbst und das Gefühl, dass wir uns etwas zutrauen konnten, wiederum in die Wiege gelegt von unseren Eltern. Als ich unglaublich erleichtert nach dem Bestehen meines 2. Staatsexamens die Schule verließ und meinen Vater anrief, schrie er sofort ins Telefon: »Herzlichen Glückwunsch!« »Aber, Papa, du weißt doch gar nicht, ob ich bestanden habe ...«, antwortete ich etwas verdutzt. »Natürlich hast du bestanden. Du hast hart für diesen Abschluss gearbeitet, mit Leidenschaft deine Arbeit ausgeführt und bestanden. Etwas Anderes war nicht zu erwarten.«

Heute denke ich an zwei Brüder, die seit ein paar Monaten in Deutschland sind, jedes deutsche Wort sehnsüchtig aufschnappen, so viel wie möglich lernen möchten und davon träumen, Ärzte zu werden. Der Ältere möchte Zahnarzt werden, der Jüngere Kinder heilen. Zwei kleine Jungen, die uns auf der Weltkarte den Weg zeigten, den sie mit ihrer Familie zurückgelegt hatten, teilweise zu Fuß. Jugendliche, die jegliche Zuversicht und Optimismus verloren haben mussten und doch im Schulalltag kämpfen als stünden ihnen alle Türen offen, als wäre diese die letzte Chance, die sie ergreifen können.

Ähnlich auch die eingangs erwähnte Mutter, die mich zwar duzt und sich mit mir in einem gebrochenen Deutsch unterhält, allerdings mit jeder Faser ihres Körpers realisiert, dass sowohl sie als auch ihre Kinder ohne Bildung nicht weit kommen werden und der Erfolg dann womöglich komplett ausbleibt. Besonders bitter, so ist sie doch genau wegen der Möglichkeit von Bildung und Berufstätigkeit in ein fremdes Land gekommen. Diese Mutter, die sich regelmäßig über ihren Sohn erkundigt und auch darüber, was sie zu Hause zusätzlich machen und auf diesem Weg die schulischen Leistungen des Jungen verbessern können. Da ist ein Wille. Trotz der immensen Anfangsschwierigkeiten in Deutschland, die ich auch noch kenne, als wäre es gestern gewesen, ist da ein unbeugsamer Wille.

Erfolg beginnt, wenn man vorankommen und nicht stehen bleiben möchte. Erfolg beginnt aber auch mit einem ersten Wort in der Fremdsprache, mit dem regelmäßigen Schulbesuch, mit Eltern, die sich für ihr Kind engagieren oder Erwachsenen, die bereits nach einigen Wochen beginnen, sich nach einer Arbeit umzugucken. Nicht zuletzt, um ihren Kindern ein gutes Vorbild zu sein. Und wenn es keine Eltern gibt, die sich kümmern, dann mit engagierten Lehrern sowie Sozialarbeitern, mit dir und mir, mit Menschen, die den Erfolg ermöglichen, die zum nächsten Schritt motivieren. Menschen, die einem die Bildung in kleine Teile auseinandernehmen und auf deren mögliche Effektivität verweisen.

Der Duden führt die Erziehung als Synonym zur Bildung auf. Erziehung – ein großes Wort, mit dem sich ganze Ausbildungs- und Studiengänge beschäftigen. Erziehung zu Hause, im Primarbereich, im Kindergarten, in der Oberstufe und im täglichen Miteinander. Erziehung ist überall – unabhängig von der Nationalität. Erziehung ist vielschichtig, mal positiv, mal negativ, mal vorhanden, mal abhanden. Erziehung hört nie auf. Sobald ein Schnupfen kommt, sagt meine Oma zu meiner Mutter: »Kind! Du bist erkältet und trägst keinen Schal? Bist du denn verrückt?« Meine Mutter rollt mit den Augen und fragt mich ein paar Tage später genau dasselbe. Ich reagiere genervt und halte eine Woche später meinem acht Jahre jüngeren Bruder eine Predigt darüber, dass man doch unbedingt morgens frühstücken muss. Erziehen und erzogen werden – ein fortlaufender Prozess.

Wie Bildung, die genauso niemals endet. Auch wenn Schüler dies nicht glauben, die Lehrer bei solch einer Aussage für lebensfremd halten, heilfroh sind, aus der Schule rauszukommen und der festen Überzeugung sind, das Lernen habe endlich aufgehört!

»Frau Scheremet, lesen Sie auch so viel, so lehrermäßig?«

»Natürlich, Lesen ist toll! Man lernt sehr viel dadurch.«

»Boah, wer lernt denn, wenn er nicht muss? Haben Sie kein Leben?«

Dabei übersehen viele, dass sie fast bei jedem Schritt lernen. Wenn sie Counter Strike auf Englisch spielen, wenn sie nach einem Praktikum suchen und wahrscheinlich das erste Mal in ihrem Leben überlegen müssen, welche Worte sie während eines Telefongesprächs wählen, wenn sie sich darüber wundern, warum Berlin gleichzeitig eine Stadt und ein Bundesland bildet, wohingegen Brandenburg zahlreiche Städte und Gemeinden umfasst.

Oder mein Vater, der mich fragt, wie man »Garagenfahrzeug« schreibt und den ich des Öfteren darauf hinweisen muss, dass es »Bus« und nicht »Büs« heißt.

Und ich sowieso, die nicht nur Bildung weitergibt, hoffentlich, sondern auch eine Menge von ihren Schülern lernt. Zum Beispiel, dass Humor den Alltag leichter macht, dass man auch ohne eigenen Schreibtisch schulischen Erfolg

haben kann, obwohl man nachmittags erst die Geschwister von der Schule abholen und ihnen dann noch das Mittagessen kochen muss. Wenn man nur will.

Erziehung führt in vielen Fällen zur Bildung, meine Erziehung allemal. Der Vater meiner Oma war ein angesehener Juraprofessor in Moskau, vorher Richter am Kriegstribunal, meine Mutter trat in seine Fußstapfen, absolvierte mit Auszeichnung sowohl die Schule als auch das Jurastudium. Mein Vater dagegen, ohne Hochschulabschluss und mit einem fehlerhaften Deutsch, hat mindestens genauso viel Erfolg in Deutschland wie meine Mutter. Weil er das macht, was ihn interessiert, wofür er eine Begeisterung entwickelt und wofür er ebenfalls hart arbeitet. Eine Art soziale Bildung, eine Begabung, gewisse Fähigkeiten, die ein Leben nach Wunsch ermöglichen. Ein Charakter, der keine Alternativen zulässt. Keine Bildung für uns Kinder – undenkbar. Und zwar nicht unbedingt eine universitäre Ausbildung, sondern ein Streben nach etwas, ein Ziel, das wir gut machen würden und wovon man leben könnte. Ein Weg in die Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, ganz individuell. Vielleicht war es der russische Drang zur Ordnung und Disziplin, vielleicht aber auch der schlichte Wunsch, aus uns solle etwas werden, etwas Vernünftiges, legal und mit regelmäßigem Gehalt. Vielleicht war es der Drang nach Bildung, vielleicht auch eine gute Mischung mit Erziehung – zu Hause und in der Schule, in der russischen und in der deutschen, jedenfalls sind wir etwas, interessieren uns für Kunst und Literatur, Politik und Wissenschaften. Und das trotz unseres viel zitierten »Migrationshintergrunds«.

Unsere Akademikermutter erwartete stets ein Hochschulstudium von uns und verlangte gute Noten. Leistungen, die nur durch den Willen entstanden, es sich selbst zu beweisen, mit Ehrgeiz und Zielstrebigkeit. Weil Bildung bildet, einen leben lässt, Horizonte und Türen öffnet. Bildung war bei uns in der Familie stets präsent, soweit ich zurückdenken kann, ohne zu realisieren, dass sie dermaßen viele Facetten enthält. Einfach leben und nebenbei sich weiterbilden, Bildung zu einem Teil des eigenen Lebens machen. Für uns war Bildung im neuen Land mehr als ein Schlüssel, es war ein Weg, ein Ziel, der uns alle zum Erfolg brachte.

Ich bin oftmals die einzige »richtige« Ausländerin in der Klasse, da ich nicht in Deutschland geboren, sondern mit zehn Jahren eingewandert bin. In den Augen vieler meiner Schüler zählen »Lehrerausländer« wie ich allerdings nicht zu den wirklichen Ausländern, denn die »haben Geld und Bildung und so.« Und wenn ich erwidere, dass in meinem Pass als Geburtsort Moskau angegeben ist, dann nicken die Jugendlichen allwissend.

»Ah sooo, Russin also?«

»Ich habe schon Ewigkeiten den deutschen Pass. Und im Herzen bin ich es auch nicht.«

»Ich habe auch den Pass, aber ich bekomme trotzdem kein Praktikum. Und mit meinem Namen ... als ob mir jemand eine Ausbildung gibt! Und Hauptschule ... nehmen die Firmen überhaupt Hauptschüler oder nur Gymnasium?«

Die Frage ließ mich aufhorchen. Ich wollte dem Schüler erklären, dass er mit Sicherheit einen Ausbildungsplatz bekommt, dass jeder eine Chance bekommt, vielleicht auch mehrere, wenn man nett fragt, höflich und pünktlich ist. Gleichzeitig war ich mir dessen nicht sicher, deswegen ließ ich meine Zweifel unausgesprochen, habe dem weder zugestimmt, noch verneint. Dieser nette Schüler ist bemüht und hat das Ziel im Leben, KFZ-Mechatroniker zu werden. Und doch spürt er einen unsichtbaren Stempel auf sich – unsichtbar und doch maßgebend für seine Bildungslaufbahn und seinen beruflichen Erfolg. Und seine Mutter, die mich zuerst duzte, mir aber dann doch äußerst verständlich erklärte, sie würde gerne ihrem Sohn mehr Selbstbewusstsein mitgeben, aber nicht wissen, was sie gegen das gesellschaftliche Credo tun sollte. Die Mutter, die vormittags einen Sprachkurs besucht, um schnellstmöglich arbeiten zu können.

Dieses Wollen erlebe ich jeden Tag, auch ein Nichtwollen, und das in jeder Muttersprache. Auch erfahre ich zu oft Vorurteile, Verallgemeinerungen, Schubladendenken, das den Menschen keine einzige Chance lässt und das uns alle immer mehr von einer bildungsreichen und Erfolg versprechenden Zukunft entfernt. Ich versuche, meinen Schülern den Gedanken des Eifers und der Tüchtigkeit beizubringen. Ich sage ihnen, dass man alle Chancen dieser Welt hat, wenn man sich Mühe gibt, einen vernünftigen Schulabschluss bekommt und eine gewisse Grundbildung vorweisen kann. Ich möchte daran glauben. Wer ein vernünftiges Zeugnis, ein bestimmtes Interesse zeigen und sich benehmen kann, bekommt mit Sicherheit einen Ausbildungsplatz, kann monatlich einen gewissen Betrag auf dem eigenen Konto verbuchen, eventuell sogar anschließend aufsteigen und viel Geld verdienen. So viel, dass man, ohne großartig nachzudenken, in die Geschäfte reinspazieren, sich die neuesten Turnschuhe und das modernste Smartphone kaufen und nebenher noch Miete zahlen kann. Das motiviert, Geld motiviert meistens. Zahlreiche Menschen winken ab und behaupten, Geld sei nicht wichtig, doch lässt es sich mit Geld nun einmal einfacher leben, schließlich weint es sich angenehmer in einem Ferrari als auf einem Fahrrad. Doch ist nur jemand erfolgreich, der über ausreichend Geld verfügt? Kann jemand, der nur knapp über die Runden kommt, dafür aber zwei Studiengänge abgeschlossen und einen Dokortitel in seinem Personalausweis zu stehen hat, auch über Erfolg sprechen, Erfolg durch Bildung?

Nein, ein gebildeter Mensch hat nicht zwangsläufig Erfolg auf dem Arbeitsmarkt, höchstens für sich selbst, in seinem Familien- und Bekanntenkreis, morgens und abends vor dem Spiegel, jedoch keinesfalls in der Berufswelt, zumindest nicht automatisch. Das habe ich auch persönlich erfahren: Neben dem Lehramt habe ich zusätzlich Pädagogik, Politologie und Soziologie mit dem Abschluss M. A. studiert. Während ich von einem expliziten Berufswunsch, nämlich Lehrerin, berichten konnte, waren viele meiner Kommilitonen unsicher, sobald man sie fragte, was sie denn werden wollten. Meistens wurde diese Frage mit einem Anflug von Mitleid gestellt, denn wer solch eine brotlose Kunst wie Magister studierte, konnte nichts Rosiges von seiner Zukunft erwarten. Das Argument, man wollte sich bilden, möglichst viel aus verschiedenen Wissenschaften mitnehmen, sein Blickfeld erweitern, wurde kopfschüttelnd abgelehnt. Jemand, der Erfolg haben, gut leben und später seine Familie ernähren wollte, konnte unmöglich so einen Quatsch studieren, etwas ohne jegliche Perspektive. Theologie, Kunstgeschichte oder Ethnologie konnte man eben erfolgstechnisch noch nie mit BWL, Medizin oder Jura vergleichen. So quälten sich die Studenten mit Aussichten durch das Studium, die irgendwo zwischen Hoffnung, Zuversicht und Verzweiflung lagen. Nein, Erfolg wird nicht an eigenen Interessen oder Kompetenzen gemessen.

Wie viel kann man von der universitären Bildung tatsächlich später im Beruf anwenden? Ich habe Geschichte studiert und nie einen Kurs zur »Französischen Revolution« belegen müssen, ein Pflichtthema in jeder 8. Klasse. Kurse wie »Der Umgang mit abstinenter und krimineller Jugendlichen oder denen, die auf der Flucht sind, verängstigt und ständiger Gewalt ausgesetzt«, »Umgang mit Kindern, die keine Kindheit haben«, »Elternarbeit, mit Eltern, die nicht arbeiten wollen« fehlten hingegen gänzlich im Vorlesungsverzeichnis. Nach dem Referendariat gilt man in der Regel als ausgebildeter Lehrer. Die obigen und durchaus notwendigen Inhalte eignet man sich im späteren Berufsalltag allerdings selbst an.

Nach Interesse zu studieren, macht noch lange nicht erfolgreich. Aber auch erfolgreich zu studieren, nicht zwangsläufig. Man kann eine phänomenale Lehrerin sein, mit den schwierigsten Schülern und Schülerinnen gearbeitet haben, die modernsten Unterrichtsmethoden beherrschen, aber als Fächerkombination Geschichte und Sozialkunde studiert haben und eben kein Latein, Physik oder Musik, die sogenannten Bedarfsfächer, die in Schulen gebraucht werden und die nur wenige studieren. Man kann also unheimlich gebildet sein, sich für Multikulturalität einsetzen, selbst eine Migrantin sein und in sogenannten »Problemschulen« arbeiten wollen – alles Schwerpunkte, die momentan an Deutschlands

Schulen gesucht werden. Mit der oben genannten Fächerkombination musste ich dennoch über vierzig Bewerbungen in einer großen deutschen Stadt schreiben, die sich vor Problemquartieren und Schülern mit Migrationshintergrund nicht retten kann. Vierzig Bewerbungen folgte kein einziges Vorstellungsgespräch, obwohl an den Hauptschulen meistens fachfremd unterrichtet wird, obwohl es an den Hauptschulen nicht auf die studierten Fächer ankommt, sondern auf die Umgangs- und Arbeitsweise mit den Schülern.

Obwohl man qualifiziert und gebildet ist, kann es also passieren, dass dir niemand eine Chance gibt, dich zu beweisen, dich für Jugendliche zu engagieren, die Welt ein bisschen besser zu machen. Wenn ich also vor meinen Schülern stehe und ihnen weismachen möchte, Bildung sei der Schlüssel zum Erfolg, dann hoffe ich, nicht rot zu werden, dann hoffe ich, dass sie eines Tages tatsächlich Erfolg haben und sich an meine Worte erinnern werden. Ich hoffe mehr als ich weiß, dass sich Bildung für diese Kinder lohnt. Für sie selbst und für ihr Portemonnaie.

Hinzu kommt meine Hoffnung auf Geld für Bildungseinrichtungen, auf Konzepte für lebensnahen Unterricht und auf eine Schulstruktur, die mit Sprachanfängern umgehen kann, die neu hinzukommende Jugendliche integriert, die Chancen eröffnet und das alles zusammen die Schüler zu erfolgreichen, mündigen Bürgern macht, die ihre Chancen ergreifen können.

Menschen sind verschieden, jeder mit anderen Gaben, Kompetenzen und Stärken. Jeder eine Bereicherung für die Gesellschaft, wenn er denn will und wenn seine Mitmenschen auch wollen. Wenn jemand ein Ziel vor Augen hat, Chancen bekommt, diese wahrnimmt und umsetzt, wird er erfolgreich sein in dem, was er tut – egal was das ist. Es gibt nicht umsonst diverse Berufe und diverse Ausbildungswege, schließlich kann nicht jeder Mensch alles können. Differenzierung ist an deutschen Schulen ein großes Schlagwort, auch in der Lehrerbildung. Bei einem Unterrichtsbesuch oder sogar in der Prüfung eine Stunde ohne Differenzierung zu zeigen – unmöglich! Doch wird wirklich differenziert, also zwischen den einzelnen Fähigkeiten, Möglichkeiten und Interessen unterschieden, wenn jeder Schüler ein Gedicht von Goethe, nur mit unterschiedlich schwierigen Aufgaben bekommt? Muss jeder Schüler am Ende seiner Schullaufbahn wirklich eines von Goethes Meisterwerken rezitieren können, um Friseur, Altenpfleger oder Chemielaborant zu werden?

Bildung macht erst dann Spaß, wenn sie interessiert, wenn sie lebensnah passiert, bei einer Lebenswelt ansetzt, in der die Jugendlichen tatsächlich leben. Kann man also die Schüler nicht selbst ein Lied, Gedicht, Rap aussuchen lassen, damit sie dieses analysieren und hinterfragen, sich eine Meinung bilden können?

Stärkung der Selbstwirksamkeit Jugendlicher – Bildung abseits des Normsystems

Im Zentrum dieses Beitrags geht es um verschiedene Methoden der Stärkung von Jugendlichen durch Empowerment, das Wecken von Neugierde und das Entgegenbringen von Wertschätzung. Anhand von Beispielen sowohl aus dem Bereich der Sozialarbeit als auch der künstlerischen Begleitung von Jugendlichen auf ihren Lernwegen werden Methoden dargestellt, die sich in Projekten als erfolgreich erwiesen haben und dadurch als Inspiration zur Nachahmung dienen können.

1 Sozialarbeit – Hintergründe

Straßensozialarbeit gibt es in Berlin bereits seit über 25 Jahren. Was als Reaktion auf eine »neue«, für viele unerwartete und überfordernde Situation auf Berliner Straßen zur Zeit rund um den Mauerfall begann, hat sich heute als eigenes und wichtiges Arbeitsfeld entwickelt. Das öffentliche Bewusstsein ist in den letzten Jahren derart gestiegen, dass selbst eine Fernsehserie wie »Der Streetworker« produziert wurde, die sich einer unerwarteten Popularität erfreute. Auch wenn diese Serie in den meisten Episoden sehr wenig mit dem Berufsalltag zu tun hatte, so bot sie doch eine Abwechslung gegenüber den vielen negativen Medienerfahrungen, die Kolleg_innen immer wieder – insbesondere mit dem Fernsehen – sammeln mussten.

Als Mitarbeiter eines Trägers für Straßensozialarbeit, der von öffentlichen Geldern getragen wird, sieht man sich hin und wieder mit den Pflichten der Öffentlichkeitsarbeit konfrontiert. Dabei fällt es häufig schwer, den Überblick über eine Medienlandschaft zu bewahren, die die eigene Klientel gerne skandalisiert und pauschalisiert. Dabei geht es nicht nur um die Erzählungen von Jugendlichen (in diesem Fall sogar Minderjährigen), wie ein Kamerateam 10 Euro an jeden Jugendlichen bezahlte, damit sie sich verummmt mit einer Schreckschusspistole vor ihnen postieren sollten, um ein gewünschtes Bild zu bestätigen, sondern auch um den direkten Umgang mit den Sozialarbeiter_innen. So wurden etwa klare Abmachungen gebrochen, indem Jugendliche ohne das Beisein von Kolleg_innen gefilmt und befragt wurden, um in der Folge das sensationelle

Material im abendlichen Unterhaltungsprogramm auszustrahlen. Die Begriffe »Vertrauen« oder »Respekt« sind hier gänzlich bedeutungslos.

Die Signale, die bei den Jugendlichen auf den Straßen hängen bleiben sind dann eindeutig: Die Medien (und schlussfolgernd die Gesellschaft) interessiert sich nur für sie, wenn negative Vorfälle aufkommen. Eine Berichterstattung über sie und ihre Lebenswelten steht nur dann zur Debatte, wenn sie im Anschluss an »sensationelle Straftaten« übermittelt werden. Es kommt dabei selten zur Auseinandersetzung mit den eigentlichen Gründen sozialer Armut oder Ungleichheit und all seinen Begleiterscheinungen. Verliert man sich heute auf Fachtagungen rund um Themen sogenannter sozial benachteiligter Jugendlicher, findet man sich unter anderen Sozialarbeiter_innen und jungen Studierenden (manche sogar mit Migrationshintergrund) wieder. Meist fehlen jedoch diejenigen gänzlich, über die dort debattiert wird.

Unser Artikel setzt sich mit der Schnittstelle zwischen sozialer Arbeit sowie Kunst und Kultur auseinander. Es stellt sich die Frage, wie ein gegenseitiges Zuhören als Basis für ein Lernen voneinander möglich wird. Was bewirken die Projekte, die sich hier ansiedeln? Wie kann soziale Arbeit über das Werkzeug Kunst, Türen zu Menschen öffnen, die aufeinander zugehen müssen, um miteinander Neues erleben zu können. Oder geht es bei künstlerischen Projekten nur um »sinnvolle Freizeitgestaltung«? Was ist mit der Qualität der neu entstehenden Arbeiten? Muss es immer einen Bezug zur sogenannten Hochkultur geben? Und wenn ja, wer führt eigentlich wen an was heran? Wer lernt von wem, auf Augenhöhe und authentisch?

2 Ausgangssituation: Negatives Verhalten für positives Feedback

Die Zusammensetzung der diversen Gruppen junger Menschen, mit denen wir in Berlin arbeiten, definiert sich durch Vielseitigkeit, Diversität aber auch über Gemeinsamkeiten, die nicht immer auf den ersten Blick erkennbar sind. Viele dieser Jugendlichen haben Fehler begangen. Einige haben die Schule abgebrochen, sodass sie heute im »fortgeschrittenen Alter« von 21, 22 oder 23 Jahren die vollen Konsequenzen dieser Fehler tragen. Andere – auch mit Abschluss – haben große Schwierigkeiten, einen Ausbildungsplatz oder Job zu finden und blicken in eine Zukunft mit schlechten Perspektiven. Wieder andere haben Straftaten begangen und müssen ihren Weg zurück in die Freiheit und ein Leben außerhalb der Jugendstrafanstalt finden. Manche haben Probleme mit ihrem Aufenthaltsstatus, leben bereits ein ganzes Leben lang mit temporären Aufent-

haltungspapieren in einer Stadt, in der sie geboren wurden, die sie aber zumindest offiziell offensichtlich nicht als ihre Heimatstadt betiteln dürfen. Der Frust, die Angst und die Wut sitzen tief und drücken sich durch verschiedene Erscheinungsmerkmale aus. Manchmal einfach nur dadurch, dass die Jugendlichen schlichtweg keine Lust haben auf die Straßensozialarbeiter_innen und deren Angebote. Hin und wieder eskaliert alles und sie brechen aus.

Dabei spielen Gruppendynamiken fast immer eine große Rolle. Gruppen, die für ihr schwieriges, eventuell illegales Verhalten bekannt werden, erhalten dadurch die Aufmerksamkeit der Anwohnerschaft und der Polizei. Im Gegensatz zur Polizei und anderen ist es nicht das Ziel von Kolleg_innen bei Gangway e. V., diese Gruppen zu spalten. Denn selbst bei denjenigen, bei denen das Gruppenverhalten tatsächlich problematisch ist, übt die Gruppe eine sehr wichtige Rolle aus. Als Ersatz für all die Sachen, die sie »zu Hause« unter Umständen nicht haben: ein eigenes Zimmer, Eltern, die sich für sie interessieren oder überhaupt Eltern, regelmäßige Mahlzeiten. Oder andere Dinge, vor denen sie lieber verschont geblieben wären wie z. B. Gewalt (verbal/körperlich). So dient die Gruppe bald als Ersatz für all das und bietet einen Raum innerhalb von Gleichgesinnten sowie sichtbar auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Das Ansehen in der Gruppe hat dabei für viele, zumindest phasenweise, Priorität gegenüber fast allen anderen Dingen, die sonst noch relevant für sie sind. Wenn das Verhalten der Gruppe negativ geprägt ist und Jugendliche sich auf der Suche nach Anerkennung immer wieder beweisen müssen, so kann es dazu kommen, dass ein Einschreiten von außen unumgänglich ist.

Da Autoritäten im Werdegang vieler dieser Jugendlichen bereits negativ aufgeladen sind und Anzeigen und Konfrontationen mit der Polizei im Gruppenkontext eher zu einem höheren Ansehen und damit dem Gegenteil des intendierten führen, sind diese nicht erfolgreich – es sei denn, das Ziel lautet, solange Anzeigen zu sammeln, bis man den/die Jugendlichen als Intensivtäter_in für längere Zeit inhaftieren kann. Mit dieser Erkenntnis ist es ein Ziel sozialpädagogischer Einrichtungen, mit Gruppen als Ganzes zu arbeiten; entgegen dem naheliegenden Impuls, problematische Gruppenzusammenhänge aufzuspalten. Dabei müssen die Sozialarbeiter_innen eine gemeinsame Ebene schaffen, Beziehungen aufbauen und vertiefen und schließlich den gewonnenen Zugang zu den Jugendlichen dafür nutzen, um Denkanstöße zu geben und Verhaltensänderungen der gesamten Gruppe zu animieren. Diese Prozesse sind oftmals langfristig. Alleine die Kennenlernphase kann lang dauern und Durchhaltevermögen strapazieren. Kolleg_innen werden möglicherweise von der Gruppe auf die Probe gestellt und es gibt keine Garantie, dass die Annäherung an eine Gruppe am Ende gelingt.

3 Wieder lernen, neue Perspektiven zu finden: Projektvorstellungen

Im Folgenden stellen wir Möglichkeiten des alternativen Lernens vor und erläutern dabei, welcher Prozess welche Ziele erreichen kann.

Kolleg_innen arbeiten, je nach Klientel und Stadtteil, von Anfang projektbezogen. Bedarfsorientiert werden gruppenbezogene Aktionen angeboten wie gemeinsame Fahrten oder regelmäßige Sportangebote angeboten. Diese erlebnisorientierten Angebote können besonders in der Kennenlernphase mit einer Gruppe eine große Rolle spielen. Sie gewährleisten den regelmäßigen Umgang und führen dazu, dass Jugendliche wieder lernen, sich an Abmachungen zu halten und Termine wahrzunehmen.

3.1 GangwayBeatz

Als erstes Beispiel möchten wir hier das Projekt GangwayBeatz beschreiben. Grundlage hierfür war die Erfahrung, dass Jugendliche, die ein Interesse für Hip-Hop hatten, genau damit erreicht werden konnten: mit Gesprächen zu Themen wie: Musiker, Texte, »Black Culture«, Mode und politischen Hintergründen des Hip-Hops. Themen, die in diesem Zusammenhang diskutiert wurden, umfassten so ziemlich alle auch für unsere Arbeit relevanten Inhalte und boten ideale Anknüpfungspunkte für pädagogische Arbeit.

Nach einer Kontaktaufnahme zu diversen Gruppen, die an der Hip-Hop-Kultur interessiert waren, entstand das Musikprojekt *GangwayBeatz*, mit dem wir zum jetzigen Zeitpunkt unmittelbar vor der Veröffentlichung des vierten Albums stehen. Der Fokus der ersten drei Projektlaufzeiten lag auf den thematischen Inhalten der verschiedenen Songs, dem kreativen Schreibprozess und der damit einhergehenden Recherche der Teilnehmer_innen. So konnten wir den seit Beginn des Projekts an uns selbst gestellten Bildungsanspruch erfüllen. Aktuell konnte (durch das Street College) ein wichtiger nächster Schritt gemacht werden. Ermöglicht durch ein externes Sponsoring, das uns den Ankauf von Computern, Monitore und Musikproduktionsgeräten ermöglichte, konnten in relativ komplexen Workshops an diversen Stationen Jugendliche zeitgleich betreut und geschult werden. Als Resultat wird im Jahr 2016 ein Musikalbum veröffentlicht, dass in jedem Schritt von den Jugendlichen selbst gemacht wurde.

Im Arbeitsprozess erfahren die Jugendlichen ganz konkret, wie ein Song gemacht wird: Begleitet von einem Fachmann/Dozenten lernen sie, den Beat selbst zu produzieren. Nachdem sie den Text geschrieben und aufgenommen

haben, müssen sie lernen, diesen hörbar zu machen, also abzumischen (Sound Engineering). Am Ende haben die Teilnehmer_innen in den 18 Monaten der Projektlaufzeit nicht nur gelernt, wie Musik produziert werden kann, sondern haben auch ein Musikvideo von ihrem Song gemacht und dabei gelernt, wie man filmt, einen Videodreh organisiert und ein Videoschnittprogramm bedient.

Die Schwerpunkte und Zielsetzungen im Rahmen von Projekten wie diesen sind vielfältig. Zum einen zielen sie darauf ab, einen regelmäßigen Umgang zwischen Team (Sozialarbeiter_innen und Dozent_innen) und den involvierten Jugendlichen zu gewährleisten, der dazu dient, die Lebenssituationen der Teilnehmer_innen im Auge zu behalten und bei Bedarf zu handeln. Zum anderen sollen Jugendliche durch ein bestimmtes, bereits vorhandenes Interesse an Lernprozesse herangeführt werden, die ihnen ein fundiertes Wissen über dieses vermitteln sollen.

Prinzip: Mach doch selber

1. Wo liegt das Interesse der Teilnehmer? (Beispiel: Hip-Hop)
2. Die Teilnehmer erarbeiten Schritt für Schritt selbst, was benötigt wird: Wie macht man eigentlich Musik?
3. Worüber wird in Texten gesungen? Was ist spannend?
4. Was muss geschehen, damit der Text gut klingt? Melodien, Wiederholungen, Beats
5. Technik: Was benötigt man, um Texte aufzunehmen? Wen kann man Fragen?
6. Aufnahmen: Was passiert mit den Aufnahmen?
7. Wie macht man ein Musikvideo? Was benötigt man für Equipment? Wie kann man ein Video schneiden?
8. Ziel: Die Teilnehmer_innen erfahren, wie sie Informationen bekommen können, wo Antworten zu ihren Fragen zu finden sind und erkennen, welche besonderen Stärken sie haben.

3.2 Die »BronxBerlinConnection«

Die BronxBerlinConnection ist ein transnationales Projekt, das 2008 zum ersten Mal durchgeführt wurde und bis heute erfolgreich weiter besteht. Beteiligt sind Partner u. a. aus Berlin und Paris, London, Barcelona, Nairobi, Kairo, Murcia, Antwerpen, Den Haag, Kortrijk und in diesem Jahr zum ersten Mal aus Detroit.

Im Jahr 2013 wurde die BronxBerlinConnection als »besonders innovatives Projekt« von der Initiative »Deutschland: Land der Ideen« ausgezeichnet. Ein

internationaler Jugendaustausch ist sicherlich vieles, nur nicht innovativ. Gelingt es allerdings, Jugendliche, die zum Teil bis vor kurzer Zeit noch in der Jugendstrafanstalt verweilten oder andere, die allgegenwärtig als »schwierig« betitelt werden, in den Austausch zu involvieren und ihr Interesse daran dauerhaft zu erhalten, hat man für alle Beteiligten etwas Besonderes geschafft. Es sind Erinnerungen entstanden, die für viele Teilnehmer_innen ein Leben lang bestehen werden.

Prinzip: Lernen durch den Sprung ins »Kalte Wasser«

1. Wie setzt man sich mit einer anderen Kultur auseinander?
2. Die Teilnehmer_innen bereiten sich auf eine Reise vor, indem sie recherchieren, über die Geschichte, Persönlichkeiten, Themen, Politik oder Gerechtigkeit/ Ungerechtigkeit, die gerade in den Medien behandelt werden.
3. Die Teilnehmer_innen aus den verschiedenen Kulturkreisen stellen sich Fragen und moderieren die Gespräche darüber selbst.
4. Die Fragen werden schriftlich festgehalten, die Teilnehmer_innen schreiben im Anschluss an die Gespräche ihre Gedanken auf und verarbeiten diese zu Rap-Lyrics oder Gedichten. So werden die Erfahrungen nicht nur festgehalten, sondern auch künstlerisch reflektiert.

Mit dem Projekt *Global Ambassadors* konnte vor zwei Jahren ein weiteres Projekt zwischen Berlin und NYC verankert werden. Während es bei der *Bronx-BerlinConnection* um Musik und eine gemeinsame Plattform hierfür geht, so zielt *Global Ambassadors* konkret auf Bildung. Mit einer unüblichen Partnerschaft zwischen einem Verein für Straßensozialarbeit in Berlin und einem Community College in NYC sind erarbeitete Arbeitsansätze unorthodox und Ergebnisse potenziell wegweisend. Während die Zielsetzungen und Arbeitsmethoden der beiden beteiligten Institutionen sehr unterschiedlich sind, haben die involvierten Jugendlichen auf beiden Seiten sehr viel gemeinsam, beginnend damit, dass die meisten von Ihnen aus sozial schwachen Verhältnissen bzw. schwierigen Lebenssituationen kommen.

Viele der Jugendlichen, die auf das Guttman Community College in NYC gehen, sind die Ersten in ihren Familien, die ein College besuchen. Das gleiche wäre der Fall für die Jugendlichen aus Berlin, wenn sie überhaupt Zugang zu einer solchen Institution gefunden haben oder finden würden.

Global Ambassadors ist ein »Learning-abroad«-Programm für diese jungen Menschen, gewissermaßen ein Fulbright-Stipendium für die Straße. Während